Fragmente aus Karl Kraus' "Dritter Walpurgisnacht"

Autor(en): **Fischer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 6

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759327

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

FRAGMENTE AUS KARL KRAUS' «DRITTER WALPURGISNACHT»

Mitgeteilt und eingeleitet von Heinrich Fischer

Das nachgelassene Werk von Karl Kraus, «Die Dritte Walpurgisnacht», erscheint demnächst im Kösel-Verlag zu München. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags bringen wir daraus die Einleitung von Heinrich Fischer und einige Fragmente aus dem Buch des großen Satirikers zum Abdruck.

Vielleicht kann man Lesern, die nichts von Werk und Wesen des Satirikers Karl Kraus wissen, das Verständnis für ihn am besten aus einigen Mißverständnissen erschließen, die ihm die Zeit immer noch entgegenbringt. Das geschieht nicht im Sinne einer Apologie, welche heute nicht mehr nötig wäre. In den Jahren seit seinem Tod ist der Ruhm dieses Einzelgängers auf seltsame, fast wunderbare Weise gewachsen. Im offiziellen Literaturbetrieb haben sich die Regsamen und Beflissenen nur selten um ihn bemüht. Aeußere Umstände haben es bisher verhindert, daß seine Bücher neu aufgelegt wurden. Und trotzdem ist sein Name, der Name des einst Totgeschwiegenen, in den letzten Jahren immer häufiger genannt, ist er zu einem «Begriff» geworden, wenn auch oft, wie sich nicht übersehen läßt, zu einem noch vagen Begriff — einem Begriff, möchte ich sagen, der nicht selten mit äußeren Superlativen geschmückt wurde, die seine eigentliche Persönlichkeit eher verdeckten als offenbarten.

Paradoxerweise ist das Werk von Karl Kraus im Grunde so schwer zu verstehen, weil es auf den ersten Blick so leicht verständlich scheint. Ein Dichter, dessen Tiefe und Unergründlichkeit schon zu den sichtbaren Zügen seiner Physiognomie gehört, hat es da besser, besonders wenn man in Dingen der Sprachkunst bisweilen nicht so sehr zwischen «echt» und «unecht» wie zwischen «leicht» und «schwer» unterscheidet, wobei das Schwere oft mit dem Bedeutenden identifiziert wird. Auch wo das zu Recht geschieht und die Tiefe eine echte Tiefe ist — wie etwa in den dichterischen Alpträumen von Kafka, Proust oder James Joyce —, kann der Sprachkünstler nach einigen Jahren des Befremdens mit der gebührenden Anerkennung rechnen. Wie aber, wenn der Alptraum ein Alptraum der Wirklichkeit wäre, die kleinste und schmutzigste Realität des Tages verwandelt in dichterische Satire, erfüllt von Hunderten Elementen scheinbar unwichtiger, billiger Wortwitze

und Wortspiele, Dialektwendungen und nur allzu bekannter Tonfälle?

Und doch gehört gerade diese Art Wortkunst in dem genialen Ausnahmefall, wo die legitime Persönlichkeit dahintersteht, zu den bedeutendsten der Literatur. In einer Darstellung des «Misanthropen» von Molière hat Hilaire Belloc einmal geschrieben: «Höchste Sprachkunst ist jene, welche eine vielgestaltige und profunde Wirkung aus dem einfachsten Material zu erzielen vermag. In dem Molièreschen Meisterwerk gibt es kaum einen Satz, der nicht eine banale Redewendung des Alltags aus dem Paris Ludwig XIV. wäre. In dieses Material aus grauem Stein aber hat ein Mann solchen Odem gehaucht, daß der Stein lebendig wurde und ein Kunstwerk, dem in seiner Art keines zu vergleichen ist. Welche Tiefen hinter dem banalen Wort, welch immer neue Tiefen! Welche Verschlungenheit, welche Anspielungen zur Rechten und zur Linken! Welch unendliche Kompliziertheit hinter dem so einfachen Charakter (eben jene Kompliziertheit, die auch in der Seele des Schlichtesten von uns wohnt) durchleuchtet diese Seiten, wenn man sich nur die Mühe nimmt, tiefer in sie einzudringen!»

Auch Karl Kraus hat dieses Geheimnis der verborgenen Sprachtiefe immer wieder enthüllt, nicht so sehr aus einer geistigen Notwehr, wie aus der schöpferischen Freude an den Erkenntnissen des Wortes, aus jenem ernsten Spieltrieb, der, naiv und intellektuell zugleich, sich selbst als das beste Paradigma lebendiger Sprachgestaltung sah und darstellte. Ich möchte, zum klareren Verständnis für neue Leser, ein paar seiner einfachsten Aphorismen über dieses Problem wiedergeben, Sätze, die er in seiner Jugend schrieb, als seine Wortanalyse noch nicht die Subtilität späterer Untersuchungen erreicht hatte. Damals sagte er: «Ein Schriftsteller, der einen täglichen Fall verewigt, kompromittiert nur die Aktualität. Wer aber die Ewigkeit journalisiert, hat Aussicht, in der besten Gesellschaft anerkannt zu werden.» ... «Die Feuilletonisten, die in deutscher Sprache schreiben, haben vor den Schriftstellern, die aus der deutschen Sprache schreiben, einen gewaltigen Vorsprung. Sie gewinnen auf den ersten Blick und enttäuschen den zweiten: Es ist, als ob man plötzlich hinter den Kulissen stünde und sähe, daß alles von Pappe ist. Bei den anderen aber wirkt die erste Lektüre, als ob ein Schleier die Szene verhüllte. Wer aber ist so theaterfremd, sich vor der Vorstellung zu entfernen oder zu zischen, ehe die Szene sichtbar wird? So benehmen sich die meisten; denn sie haben keine Zeit.» ... «Es geht um Sprachkunst. Daß es so etwas gibt, spüren fünf unter tausend; die anderen sehen eine Meinung, an der etwa ein Witz hängt, den man sich bequem ins Knopfloch stecken

kann; von dem Geheimnis organischen Wachstums haben sie keine Ahnung. Sie schätzen nur den Materialwert. Die platteste Vorstellung kann zu tiefster Wirkung gebracht werden: sie wird unter der Betrachtung solcher Leser wieder platt. Die Trivialität als Element satirischer Gestaltung: ein Kalauer bleibt in ihrer Hand.»

*

Diese Erfassung vom Stofflichen her, das Mißverständnis der «Meinung» hat nicht nur einzelnen Partien seines Werkes lange angehaftet, sondern seiner ganzen Persönlichkeit. Immer wieder wurde Karl Kraus von den verschiedensten politischen und geistigen Strömungen als einer der ihren proklamiert: Man sah in ihm den leidenschaftlichen jüdischen Propheten im Sinne des Alten Testaments; den sozialen Revolutionär; den konservativen Hüter deutscher und österreichischer Tradition; den literarischen Vorkämpfer der Moderne; den Pazifisten im Geiste christlicher Nächstenliebe; den Antimoralisten im Kampf gegen die erotische Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft; den moralistischen Feind eines literarischen Libertinertums. All das konnte schwarz auf weiß aus seinen Werken nachgewiesen werden, oft nicht nur nacheinander, sondern nebeneinander — und konnte doch niemals sein wirkliches Wesen fassen, nur die augenblicklichen Attribute einer künstlerischen Substanz, deren überraschende Methode der Produktivität Leopold Liegler einmal das «offene System» dieses unbändigen, ungebundenen Satirikers genannt hat.

Es mag in diesem Zusammenhang angebracht sein, kurz den geistigen Verlauf seines Lebens zu schildern. Dieses begann, im Ernst gesehen, mit dem Erscheinen der ersten Nummer seiner Zeitschrift «Die Fackel» (April 1899), und es war ein fast idyllischer Beginn, verglichen mit der gejagten, atemlosen Antikritik späterer Jahrzehnte, die in den «Letzten Tagen der Menschheit» des Ersten Weltkrieges und schließlich in der «Dritten Walpurgisnacht» der Hitler-Epoche ihren flammendsten Ausdruck fand. In jenen ersten Jahren der «Fackel» schien Karl Kraus kaum mehr zu sein — und mehr zu werden — als ein witziger Gesellschaftskritiker. Er attackierte in seiner Heimatstadt Wien Dummheiten und Bosheiten der Politiker, die unbarmherzige Gefühlskälte österreichischer Richter in Sittlichkeitsprozessen, den korrumpierten Betrieb des Literaturwesens; vor allem aber attackierte er vom ersten Tag seiner Zeitschrift an die Tagespresse. Der Journalist, in seiner unverbindlichen Gewandtheit ein anonymer Januskopf, weder Bote noch Dichter, wurde für das präzise Denken des jungen Polemikers

zum Erzfeind. Was fünfzig Jahre früher Kierkegaard als immense Gefährdung unserer Kultur vorausgeahnt hatte: das Anonyme und Nivellierende der Tagespresse, ihre zerreibende Mechanisierung der Gehirne, durchlebte und offenbarte Karl Kraus an Tausenden kleinen Beispielen. Schon diese ethische Besessenheit wäre, als geistige Polizeiaktion großen Stils, von Nutzen gewesen. Aber sie erhielt besondere Bedeutung durch den Fond eines Sprachhumors, wie er in der deutschen Literatur nicht allzu häufig zu finden ist. Wenn Bergson das Wesen des Humors darin sieht, daß eine gewisse mechanische Starrheit — «raideur de mécanique» — so unerwartet mit einem lebendigen Geist konfrontiert wird, daß in metaphysischer Ueberraschung der Witz einschlägt, dann war eben das die tägliche Leistung, das tägliche Spiel des Satirikers. Sein Geist entzündete sich immer aufs neue an der Starrheit einer Zeitungsphrase und immer leuchtender stoben die Funken.

Unmöglich, hier die Einzelheiten dieses Kampfes oder die geistige Entwicklung des Kämpfers wiederzugeben. All das ist in sechsunddreißig Jahrgängen der «Fackel» und vierzig Büchern niedergelegt. Sein Werk umfaßt Aphorismenbände wie «Sprüche und Widersprüche», «Pro domo et mundo» und «Nachts», satirische und polemische Bücher wie «Die Chinesische Mauer», «Untergang der Welt durch schwarze Magie», «Literatur und Lüge» und «Weltgericht», mehrere Gedichtbände, einen Band «Epigramme», und dramatische Werke, darunter vor allem das Weltkriegsdrama «Die letzten Tage der Menschheit». Ergänzt man diese Liste durch zahlreiche Bearbeitungen von Werken Shakespeares, Nestroys und Offenbachs, dann erhält man einen ungefähren Begriff von der Arbeitslast seines Lebens. Es war eine Besessenheit am Werk, die leicht in der kalten Glut des Fanatikers hätte erstarren können, wäre sie nicht geschützt gewesen durch einen reichen Schatz an Humor, Menschlichkeit und Glauben. Auch so noch ist seine Gestalt — die Gestalt eines Mannes, der Nacht um Nacht zehn Stunden lang bis in den frühen Morgen am Schreibtisch sitzt — von einer gewissen Dämonie umwoben, die man «unnatürlich» nennen könnte. Nicht daß es ihm an Abenteuern gefehlt hätte — sein ganzes Leben war ein einziges aufregendes Abenteuer. Aber es waren Abenteuer, erlebt am Schreibtisch. Und obwohl das Erotische in seinem Werk eine große Rolle spielte, wird man nur wenige Schriftsteller finden, deren Privatleben so unergiebig wäre wie das seine. Aber vielleicht ist gerade das, menschlich gesehen, das Faszinierendste an Karl Kraus: diese graue Wand der Zeitung, die ihn vom pulsierenden Leben trennte und die er doch jede Sekunde überspringen konnte durch die Gabe einer Vorstellungskraft, die

aus der winzigsten Zeitungsnotiz die Realität haargenau erlebte und rekonstruierte.

Kein Zweifel, daß der so besessene Künstler an seine Mission nicht nur glaubte, sondern sie konsequent zu realisieren versuchte. Diese Mission war eine sprachliche und ethische, keine religiöse, wenn er sie auch unmöglich hätte durchführen können ohne einen tiefen Glauben. «Man liest, hört, glaubt euch, weil der Glaube fehlt!», ruft er am Schluß eines Gedichtes den Journalisten zu. Trotzdem wäre es einseitig, Karl Kraus als einen religiösen Dichter zu deuten (wie das vor kurzem in einem Aufsatz der englischen Zeitschrift «Dublin Review» versucht wurde). Seine Mission ging dahin, dem Auflösungsprozeß der deutschen Kultur im Sprachlichen durch die Sprache zu begegnen. Wer das erkennt, wird die Vehemenz richtig verstehen, mit der er so oft das «Neudeutsche», das «Preussische», ja das «Deutsche» schlechthin anfiel. Es ist der Haß eines enttäuschten Liebenden, der Sehnsuchtsschrei nach einer großen Tradition, die in Todesgefahr ist. «Europa hat seine Vergangenheit ermordet», dieses Wort Papst Pius XI. könnte mit besonderer Tragik auf Deutschland bezogen werden. Aus dem gleichen Gefühl hat Karl Kraus schon im Ersten Weltkrieg — und nun auch in diesem Buch «Die Dritte Walpurgisnacht» — Goethe, Claudius, Hölderlin, Jean Paul und manchen anderen Großen der deutschen Vergangenheit als Kronzeugen zu Hilfe gerufen. Nur selten findet man in der Reihe der von ihm beschworenen Autoritäten eine religiöse Figur — zu tief war der Antipode der Presse und Literatur offenbar von dem Bangen erfüllt, daß irgendeine sichtbare Bindung ihn in der freien Erfüllung seiner Kritik hemmen könnte. Wie er dieser Aufgabe jedes private Leben zum Opfer brachte, so möglicherweise auch eine private Erkenntnis und einen privaten Glauben. Welche Form dieser Glaube hatte, läßt sein Werk nicht blicken, nur ahnen. Vielleicht aber kommt ihm das Wort des Hebräerbriefes am nächsten: «Denn er wartete auf eine Stadt, die einen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.»

*

«Ich habe Erscheinungen vor dem, was ist. Ich mache aus einer Mücke einen Elefanten. Ist das keine Kunst? Zauberer sind die andern, die das Leben in eine Mückenplage verwandelt haben. Und der Mücken werden immer mehr. Bei Nacht sehen sie wie Zeitungspapier aus und warten darauf, daß ich ihnen endlich die Verbindung mit dem Urgeist gönne. Ich aber werde mit der Arbeit nicht fertig.» Erscheinungen vor dem, was ist — ja, Karl Kraus war ein «Schwarzseher», vielleicht der radikalste Schwarzseher

der deutschen Literatur. Und es war seine Tragik, daß die Zeit, welche er so liebend gern weiß gesehen hätte, dann immer noch schwärzer wurde, als er sie vorausgeahnt hatte. Denn selbst die letzten Tage der Menschheit waren noch nicht die letzten. Es kam Hitler.

Dazwischen aber — zu Beginn der zwanziger Jahre — gab es eine Atempause, an die ich in späteren, grauenvollen Jahrzehnten immer als an etwas ungemein Trostvolles in seinem Leben zurückdenken mußte. Nicht daß sein Kampf je ausgesetzt und seine warnende Stimme geschwiegen hätte. Das konnte sie nicht, dazu war die polemische Leidenschaft zu organisch und elementar. Aber der Krieg, den er so furchtbar durchlitten hatte, war zu Ende; und obwohl er die Ueberlebenden sofort vor der Gefahr eines allzu raschen Vergessens warnte, konnte er in jenen Jahren nicht an die Möglichkeit glauben, daß «der Menschheit die Kugel bei einem Ohr hinein und beim anderen heraus gegangen sei». So wurde seine Satire für eine Weile ruhiger, gelassener, fast möchte man sagen: zeitloser. In jener Epoche entstanden auch die meisten seiner Gedichte, die nur selten rein lyrische Verse waren; es war eine Art Gedankenlyrik, die immer um das Reich der Sprache kreiste, ja in der die Sprache selbst die geheimnisvolle, lyrische Landschaft war, deren verborgensten Schlupfwinkel jetzt entdeckt und gestaltet wurden. Losgelöst von der Zeitpolemik, wurden Gedichte wie «Abenteuer der Arbeit» oder «Der Reim» geboren, die in der Verschlungenheit von Sinn und Ausdruck, von Spiel und Zwang neue Möglichkeiten des deutschen Wortes zu erschließen schienen. Ob es für Kraus nur ein heuristisches Prinzip war oder wirkliche Ueberzeugung, jedenfalls hatte für ihn jeder Satz eine Art prästabilierter Harmonie, die der Künstler finden und unnachgiebig in Sprachwirklichkeit verwandeln mußte. Man könnte es eine Form von realer Wortmagie nennen, die sich damals bis zur äußersten Grenze in Gedichten und Aphorismen auslebte. Oft sah das auch jetzt noch wie brillante Virtuosität des Wortspiels aus und war doch unverkennbar organisches Leben, wenn er zum Beispiel über die verluderte «Umgangssprache» schrieb: «Umgangssprache entsteht, wenn sie mit der Sprache nur so umgehn; wenn sie sie wie das Gesetz umgehen; wie den Feind umgehen; wenn sie umgehend antworten, ohne gefragt zu sein. Ich möchte mit ihr nicht Umgang haben; ich möchte von ihr Umgang nehmen; die mir tags wie ein Rad im Kopf umgeht; und nachts als Gespenst umgeht.»

Man wird nach dem bisher Gesagten vielleicht verstehen, warum es so schwer ist, Karl Kraus in eine literarische Kategorie einzuordnen. Wortspielerische Aphorismen wie der eben zitierte könnten

zu der Ansicht verleiten, daß Kraus ein Aesthet der Sprache war. Im Kontrast dazu mag seine unbeugsame Sittlichkeit in Fragen der geistigen Lebensführung von manchem als eine Gefährdung künstlerischer Freiheit gedeutet werden. Und dann die brutale Eindeutigkeit, mit der er nicht nur die Dinge, sondern auch die Menschen beim Namen nennt! Sie mag dort verstimmen, wo man sich echter Werte eines so öffentlich Attackierten erinnert, und es kann zweifellos üble Folgen haben, wenn diese verlockende Waffe des Witzes von einem Polemiker kleineren Formats übernommen wird. Das hat Karl Kraus selbst sehr klar erkannt, und nichts — nicht einmal seine eigenen polemischen Objekte — hat er so sehr verabscheut wie jene Nachahmer, die seinen Zorn und oft auch seinen Stil zu borgen versuchten. Er hat sich vor jedem Angriff unendliche Skrupel gemacht, und man wird in seinem gesamten Werk kaum eine Stelle finden, wo die öffentliche Anprangerung nicht durch eine öffentliche Selbstentblößung des Angegriffenen verursacht war. Auch dann noch war die Satire nicht so sehr persönliche Entlarvung wie symbolische Darstellung. Damit soll ihre polemische Kraft nicht abgeschwächt werden; aber bei tieferem Eindringen in das Werk von Karl Kraus wird sich zeigen, daß ihm die Wirklichkeit des Geschehens nicht so wichtig war wie die Möglichkeit («Nicht daß einer es getan, sondern daß es möglich war, soll gesagt werden»). In einer glücklicheren geistigen Welt, wo die Grundmauern der Tradition unverrückbar feststehen — wie etwa heute noch im Literaturleben Englands —, wäre eine so persönliche Form der Satire nicht nötig und kaum möglich; Satiriker wie Waugh, Orwell, Huxley und Isherwood greifen den Typus an, nicht den Einzelmenschen des öffentlichen Lebens. Wo dieses aber zu wanken beginnt, wehrt sich der Satiriker, atemlos und gehetzt, auf die Weise, dass er noch jeden einzelnen fallenden Block mit Namen anruft. Eben das will das Wort Kierkegaards besagen: «Ein einzelner kann der untergehenden Zeit nicht helfen; er kann nur zeigen, wie sie untergeht.»

*

Eine reiche Natur, die so viele Elemente in sich vereinigt: rein menschliche, ethische, künstlerische, und in ihrem Künstlertum wiederum solche Divergenzen wie das Leidenschaftliche, das Idyllische, das Humorvolle und das Dramatische — denn Karl Kraus hatte die Gabe, seine Werke und die anderer Dichter unvergleichlich vorlesen zu können —, eine solche Natur müßte sich in sich selbst verlieren, wäre sie nicht in entscheidenden Augenblicken von einem zentralen Gefühl beherrscht und gelenkt. Dieses Gefühl,

das in den wichtigsten Phasen seiner Entwicklung alles andere verdrängte, war Mitgefühl — eine tiefe, fast körperliche Anteilnahme an dem Leid unschuldig gequälter Menschen. Alles Aesthetische schien in solchen Zeiten vergessen. Was wog die dichterische Erinnerung an eine beglückende Kulturepoche seiner Kindheit, was wog der Zauber von Liebe und Lust, was wogen selbst die Freuden und Mysterien sprachlicher Erkenntnisse gegen die Qualen des Krieges und den unsagbaren Jammer des Hitlergeschehens!

«Unsagbar» — das war die Einstellung des Meisters der Sprache zu den Ereignissen des Jahres 1933. Es war gleichzeitig die polemische Methode, mit der er das überwältigende Ereignis schließlich doch bewältigte, das Versagen des Wortes vor diesen Taten zur Aussage brachte. So entstand «Die Dritte Walpurgisnacht», das letzte große Werk vor seinem Tode. Es wurde 1933 geschrieben, und der Leser des Jahres 1952 sollte bei der Lektüre das Entstehungsjahr immer im Auge behalten. Nicht nur, weil vieles an dem Buch heute schon historisch wirkt, sondern vor allem, weil er dann besser zu erkennen vermag, wie klar und prophetisch der Kulturkritiker die grauenhafte Zukunft schon damals vorausgesehen hat. Das Buch entsprang einer großen persönlichen Erschütterung und ist deshalb subjektiver als irgendeines der früheren Bücher von Kraus. Noch in den «Letzten Tagen der Menschheit», dem Alptraumdrama des Ersten Weltkrieges, waren die Akteure — «Operettenfiguren, welche die Tragödie der Menschheit aufführten» — zum größten Teil satirisch und humorvoll gezeichnet. «Die Dritte Walpurgisnacht» aber ist ein Aufschrei, oft wirklich nur ein «Nachstammeln» des übermächtigen Elementargeschehens. Denn während der Satiriker den Ersten Weltkrieg kommen sah — die Möglichkeit der Ueberwältigung Deutschlands durch Hitler und dessen, was danach geschah, hatte er nicht geahnt! Das Ungeistigste nun auch im Geiste darzustellen, das Primitivste im Subtilen der Wortkunst, das war eine Aufgabe, die kaum im Bereich des Möglichen schien und, wie Karl Kraus selbst tief fühlte, nur relativ gelingen konnte. Trotzdem mußte sie geleistet werden, schon allein deshalb, weil es «das Andenken all der Märtyrer erforderte, die das Unbeschreibliche, das hier getan war, gelitten haben». So ist dieses Buch in seinem Wesentlichen ein Denkmal derer geworden, die im Deutschland des Jahres 1933 gemartert wurden.

Dann aber ist «Die Dritte Walpurgisnacht», wie schon viele der früheren Werke von Kraus, die exemplarische Darstellung des Verhaltens und Versagens einer unsicheren Geisteswelt, aufgezeigt an den verschiedensten literarischen oder philosophischen Figuren.

Wie immer, ist auch hier die Auswahl höchst subjektiv und mag so nicht stets ganz gerecht im äußerlichen Sinne sein; daß sie mehr als berechtigt in ihrer trostlosen symbolischen Bedeutung war, wird der aufmerksame Leser auch heute, da vieles von dem damals Gesagten und Geschriebenen verwischt oder vergessen ist, kaum verkennen. Karl Kraus sah die Repräsentanten jener Zeit so, wie sie in sein Blickfeld traten, und obwohl es scheinbar um ein Politikum ging, nie von einem politischen Standpunkt aus; fast zufällig haben die Kobolde dieser Walpurgisnacht bald von rechts, bald von links ihren Auftritt.

Sie alle aber sind, trotz ihrer kollektiven Bedeutsamkeit, nur winzige Episodenfiguren, sobald die großen Teufel mit ihren Opfern die Szene betreten. Daß es dem Autor, wie ich glaube, in hohem Maße gelungen ist, nicht nur deren Taten, sondern auch ihr Denken in seinem Geiste wiederzugeben, obwohl doch das, «was hier dem Geist geschah, nicht mehr Sache des Geistes ist» — kurz, die Abbildung und Nachgestaltung jener besonderen «Mentalität» einer schier unentwirrbaren Mischung aus Pathos, Lüge, Naivität, Dummheit und Schlauheit, das scheint mir, künstlerisch gesehen, dieses Buch aus der Reihe aller anderen Werke über den Nationalsozialismus hinauszuheben. Und auch verglichen mit seinen eigenen Büchern nimmt das Werk eine gewisse Sonderstellung ein: Im Ton der unbedingten Absage an die Zeit schwingt diesmal etwas wie ein persönliches Abschiednehmen mit, wie ein Vermächtnis, das nicht ohne Hoffnung ist für Deutschland und die Menschheit; wohl aber ohne jene Bereitschaft und Sprungbereitschaft, den Kritikern an seiner Polemik durch neue Antikritik zu begegnen — ein Element, das in seinen Satiren sonst immer zu spüren war. Das Wort ist zum Schlußwort geworden. Deshalb ist es auch in manchen Abschnitten gedrungener, apodiktischer, sprachdichter und im Satzbau bisweilen schwerer verständlich als die Satire früherer Tage. Gleichzeitig aber zeigt sich noch lapidarer als vorher die besondere Stellung des Satirikers zwischen großer Tradition und kleiner Gegenwart; es war eine innere Notwendigkeit dieses letzten Werkes, daß die Sprache und der Geist Hitlerdeutschlands unablässig konfrontiert wurden mit den Worten und dem Geist Goethes. Das geschah keineswegs nur in einer negativen Absicht. Vom Titel des Buches an, der den Teufelsspuk des Dritten Reichs mit jenem des «Faust» verknüpft, bis zu dem Ausklang der Walpurgisnacht, «aus der, nach schmählicher Bewältigung der anderen Parole, Deutschland erwachen wird», ertönt selbst in den gräßlichsten Episoden dieses Infernos ein seltsam banger Optimismus, der seine Kraft aus der Kraft deutscher Sprachvergangenheit schöpft.

Blickt man von diesem Buch zurück auf das Lebenswerk, dann ist heute eines schon unverkennbar: Wie immer man zu dieser oder jener seiner Anschauungen stehen mag, Karl Kraus war in seinem Wort würdig der großen Ahnenreihe, mit der er, der «Spätgeborene», sich stets verbunden gefühlt hat. Hätte sich nicht der Sprachbereich, in welchem er lebte und schuf, so chaotisch entwickelt, dann wären wohl auch die Widersprüche seines Lebens, die im Grunde Widersprüche der Epoche waren, nicht so verwirrend für manchen Leser geworden. Noch ist die Zeit für sein Werk nicht ganz gekommen, die er oft vorausgesagt hat, eine Zeit, in der seine Satire um so größer wirken wird, je entrückter sie ihren Anlässen ist. Bis dahin darf man vielleicht der Kritik am Stofflichen seines Werkes mit den Versen begegnen, in denen er selbst das Problem — und seine Lösung — gesehen hat:

> ... im Erdensturz dem Umbruch einer Zeile
> noch zugewandt, bis an den jüngsten Tag
> erfüllend jene heilige Satzung, wo
> es auf das Komma ankommt, mag ich stammelnd
> dereinst nicht wissen, was das Thema war.
> Geschlecht und Lüge, Dummheit, Uebelstände,
> Tonfall und Phrase, Tinte, Technik, Tod,
> Krieg und Gesellschaft, Wucher, Politik,
> der Uebermut der Aemter und die Schmach,
> die Unwert schweigendem Verdienst erweist,
> Kunst und Natur, die Liebe und der Traum —
> vielfacher Antrieb, sei's woher er sei,
> der Schöpfung ihre Ehre zu erstatten!
> Und hinter allem der entsühnte Mensch,
> der magisch seine Sprache wiederfindet.
> Ein Irrgang seiner bangen Zeitlichkeit,
> der Leichenfelder streift und Paradiese,
> ist diese Welt des Worts, so bunt an Stoff
> wie voller Irrtum. Aber was im Ursprung
> jeweils das Angesicht der Wahrheit trug,
> es wird die Zeit am Ende Lügen strafen.
> Was hilft es ihr, daß sie mir nun entflieht,
> und mich die Jüngern spielend überwinden!
> Ich treff' sie noch in meinem Abschiedslied,
> und Junge werden leichter zu mir finden.
> In ihrem dunkeln Drang und Weltverwirren
> zurück als Führer bleibt mein ganzes Irren!

London, Juli 1952.

... Ist denn, was hier dem Geist geschah, noch Sache des Geistes? Liegt nicht das Ereignishafte, das Erstmalige, in der Stellung, die das Ereignis zum Geist nimmt: anfechtend, wo es unanfechtbar bleibt? Ist nicht, was ihn entwaffnet, mehr das Wesen als die Gefahr? Und gibt es ein Mutproblem vor dem Exzeß der geodynamischen Natur, gewährt er nebst dem Gedanken an das Unglück der Irdischen einen andern als den: Denken in Sicherheit zu bringen? Wenn es das Element nun insbesondere auf die Offenbarung unfreundlichen Denkens abgesehen hätte, ja auf den Anschein des Denkens überhaupt, so wäre der nicht feigherzig, der sich der Mahnung fügte, nicht in den Krater zu spucken, um sich andere Pläne vorzubehalten. Selbst der Dichter der Nation, deren Erweckung solche Vorsicht eingibt, er wäre es nicht mehr, wenn er heute die Anspielung wagte, daß des Tigers Zahn ein Kinderspiel sei gegen den schrecklichsten der Schrecken, den Menschen, der seine Landsmannschaft erlebt, den Heimatschein als Diplom erkennt und keinen Paß mehr hat, nur das besondere Kennzeichen: ein Deutscher zu sein. Da gibt es so viel zu staunen, daß man nicht leicht Worte findet. Um zu sagen, was geschah, kann es die Sprache nur stammelnd nachsprechen. Denn es ist ein Moment im Völkerleben, der insofern der Größe nicht entbehrt, als bei elektrischem Licht, ja mit allen Behelfen der Radiotechnik an den Urstand angeknüpft wird und ein Umschwung in allen Lebensverhältnissen eintritt, nicht selten durch den Tod. Der Mensch holt vom Himmel seine Rechte, und davor sei Gott behütet; Blut beweist sich durch Blut; knechtischer Befehl bricht in Leben, Freiheit und Besitz, denn ihm sind Gesinnung und Geburt verantwortlich; über Nacht geschah es; und jede weitere Nacht lebst du in Erwartung; «nach überstandener Gewalt versöhnt ein schöner Aufenthalt». Viele Berufene kamen über wenige Auserwählte und sind nicht alle befriedigt; doch Ideale nahmen sie dazu, ihr Handwerk zu veredeln; vom Grunde kam es, zu Grunde geht es, von einem mystischen Punkt ist der soziale Ausgleich regiert. Ordnung beginnt zu herrschen; hält man sich die Ohren zu, hört man kein Stöhnen mehr. Es vollzog sich eine Reinigung der Säfte, ein Wandel, der die Handelsinteressen zwar berührt, aber nicht berücksichtigt, unbeschadet eines Aufsehens der Umwelt, worin sich Neid nicht ohne Schadenfreude kundgibt. Diese grundstürzende Veränderung, von der auch der Außenstehende noch benommen ist, da sie doch von gestern auf heute die brauchbarsten Knechte zivilisatorischen Betriebs in Feueranbeter und Bekenner eines Blutmythos verwandelt

hat, daß sie schier nicht wiederzuerkennen sind; diese Umwälzung, von Ideen bewirkt, so einfach wie das Ei des Kolumbus, bevor er Amerika entdeckte — wird sie gar von einem Verbrauch an Symbolen, Fahnen und Feuerwerkskörpern gefördert, wie ihn die Entwicklung noch nicht gekannt und nicht geahnt hat, ferner von einer Hypertrophie der geredeten und gedruckten Klischees, der der Aether und die Papierfabriken bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit genügen: so geht sie wie eine epidemische Gehirnerschütterung einher, der nichts, was noch Odem hat, widerstehen könnte und vor der sich der Abgewandte taktlos vorkommt wie nur einer, der beim Begräbnis der Menschheit den Hut nicht abnimmt...

DER PHILOSOPH

... Daß für den Aufbau und insbesondere den «ideologischen Ueberbau» eines Lebens, das schon Seneca gemeint haben muß, wenn er «vivere est militare» erkannte — daß für derlei die Philosophie nicht müßig zu sein hat, versteht sich von selbst, und so leicht wie eine, die zu einer richtiggehenden Walpurgisnacht gehört.

> Denn wo Gespenster Platz genommen,
> Ist auch der Philosoph willkommen.

Aber wie macht er es, und vor allem: wie findet man ihn? Es mag ja an und für sich schwer sein, mit dem, was man von den Circenses hört, die andauernd in den Kasernen und Lagern geboten werden, solange das Problem der Panis-Beschaffung noch nicht gelöst ist: mit der Anwendung von Stahlruten und Nilpferdpeitschen, mit Gelenksübungen für Gelähmte, mit der Verwandlung nackter, auch weiblicher Körper in blutige Fleischklumpen, mit Prozeduren, die nicht selten unter fröhlichen Marschgesängen der Tätigen vor sich gehen, unter Sprechchören der Betroffenen oder unter dem Zwang Blutsverwandter, zu assistieren oder aufeinander loszuschlagen, kurzum mit Dingen, für die nicht die Tatenwelt der Königsdramen und keine Revolution ein Vorbild hatte — es muß doch schwer sein, mit so etwas einen Gedanken zu verknüpfen oder ihn gar bei Schriftgelehrten als eine förmliche Anweisung für so etwas aufzufinden. Denn wenn sich schon die Feder sträubt, diese Dinge abzuschildern, wie es das Andenken all der Märtyrer erfordern würde und auch das Gedenken jener, die bloß Todesangst zu bestehen hatten und den bestialischen Hohn der vorgehaltenen Waffe («Jud, fürchst dich?»): das Hinrichtungsspiel mit dem Versprechen für morgen — wenn schon die Beschreibung

unmöglich ist, so kann man sich doch völlig nicht vorstellen, daß sich eine Feder auftreiben ließe, die mit ethischer Verantwortung an dem Lebensrecht der Menschheit solche Mittel zur Purganz eines Volkskörpers befürwortet hätte. Gewiß, um nicht an der Kosmosreinheit des Menschen zu verzweifeln und zum Schutz vor eigenem Wahnsinn möchte man sich an einen Sinn klammern, der den Begebenheiten innewohnt. Aber die Neigung, ihn von der Philosophie zu beziehen, ließe sich doch selbst nur aus der Erkenntnis pathologischen Zusammenhangs begreifen. Denn daß die Blutberauschung einer erweckten Betriebswelt natürlicherem oder heroischerem Drange als dem des pervertierten Geschlechtswesens entstammen sollte, daß die Bluthochzeit und ihre Paarung mit Schmutz, daß der hinter allem Ideenbehang nackte Aufbruch zu wirtschaftlicher Sättigung in anderen Urinstinkten wurzeln könnte als in denen der Machtgier und Sklavenlust, der Habgier und des Neides; daß viehische Formen der Entschädigung, in denen sich nie zuvor die Lebensnot einer Gemeinschaft, selbst nicht Panik des Hungersterbens, ausgerast hat, vermöge der Besonderheit nur von einem übersinnlichen Punkt erfaßbar wären — das müßte schon eine Philosophie sein, reif zu der höchsten Steigerungsstufe von «deutsch», die sich dieses Volkstum heute für alles, was ihm eigen, vor allen andern Volkstümern vorbehalten hat. Es kommt eben damit, wie auch sonst, mit den eigenen Repräsentanten seiner besseren Beschaffenheit in Konflikt. Goethe war dagegen; er wurde dem Unvergleichlichen mit der Bemerkung gerecht:

> Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt in uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen versuche. Ist denn wirklich das Volk erwacht?

Und Wagner will von dieser deutschesten Tugend, die sich selbst anspricht und zwar unaufhörlich, schon gar nichts wissen; von einem Hang, der, seitdem er besonders den Aether zu Hilfe nimmt, die anderen Nationen erst auf die Idee gebracht hat, sich als Franzosen, Engländer, Italiener, Tschechen und nun insbesondere auch als Oesterreicher zu fühlen. Freilich würde heute Bayreuth in sein Programmheft nicht die Meinung aufnehmen, daß, je mächtiger ein Volk sei, desto weniger es darauf zu geben scheine,

> seinen Namen mit dieser Ehrfurcht vor sich selbst zu nennen. Es kommt im öffentlichen Leben Englands und Frankreichs bei weitem seltener vor, daß man von «englischen» und «französischen» Tugenden spricht; wogegen die Deutschen sich fortwährend auf «deutsche Tiefe», «deutschen Ernst», «deutsche Treue» und dergleichen mehr zu berufen pflegen. Leider ist es in sehr vielen Fällen offenbar geworden, daß diese Berufung nicht vollständig begründet war.

Was würde ein hoher Gast vollends dazu sagen, wenn er dort die Meinung anträfe:

Während Goethe und Schiller den deutschen Geist über die Welt ergossen, ohne vom «deutschen» Geiste auch nur zu reden, erfüllen diese Spekulanten alle deutschen Buch- und Bilderläden, alle sogenannten «Volks-», das heißt Aktientheater, mit groben, gänzlich schalen und nichtigen Bildungen, auf welchen immer die anpreisende Empfehlung «deutsch» und wieder «deutsch» zur Verlockung für die gutmütige Menge aufgekleckst ist. Und wirklich sind wir so weit, das deutsche Volk damit bald gänzlich zum Narren gemacht zu sehen: Die Volksanlage zu Trägheit und Phlegma wird zur phantastischen Selbstgefallsucht verführt; bereits spielt das deutsche Volk zum großen Teil in der beschämenden Komödie selbst mit, und nicht ohne Grauen kann der sinnende deutsche Geist jenen törichten Festversammlungen mit ihren theatralischen Aufzügen, albernen Festreden und trostlos schalen Liedern sich zuwenden, mit denen man dem deutschen Volke weismachen will, es sei etwas ganz Besonderes und brauche gar nicht erst etwas werden zu wollen.

Aber man hat immerhin für Bayreuth angeordnet, auf das Horst-Wessel-Lied zu verzichten, das ja doch auch unvereinbar wäre mit einer Gesinnung, die zu finden gewagt hat:

daß das einfache Angstgefühl derjenigen Völker, welche sonst der deutsche Geist beeinflußte, es ist, was diese jetzt gänzlich von uns abgewendet und der vollen Hingebung an die französische Zivilisation zugeführt hat... da sie sehr richtig wenigstens die echte Ware der gefälschten vorziehen.

Daß das Bekenntnis zu einem, der so etwas geäußert hat, nun gar obligat, ja in das Vaterlandsgefühl einbezogen sein soll, ist um so schwerer vorstellbar, als er dieses selbst angezweifelt hat:

Wie der Patriotismus den Bürger für die Interessen des Staates hellsehend macht, läßt er ihn noch in Blindheit für das Interesse der Menschheit überhaupt...

Auf der Suche nach einem philosophischen Treuhänder des nationalsozialistischen Gedankens wäre somit Wagner vorweg abzulehnen. Es wird sich überhaupt schwer so etwas finden lassen und mehr dem Werdenden vorbehalten sein, dem Schoß der Geistigkeit eines Lebens, das in allem Organischen die Fabriksgeburt offenbart. Lange schon zeigte sich, daß das neudeutsche Sortiment nichts Gutes im Schilde führe, wie im Schaufenster: lauter Tat und Wille, nichts als Blut und Erde, jedes Schlagwort eine Handgranate, Volltreffer jeder Blick aus diesen Einheitsgesichtern von Autoren, die wie ihre Leser ausschauen; der trostlose Optimismus einer Generation, die etwas von «dem Tod ins Auge gesehn haben» gehört hat und sich dadurch zu nichts verpflichtet fühlt als zur Wieder-

holung und zur Vergewaltigung der Mitmenschheit. Betrieb einer Büromantik von Befreiungskriegen zum Zweck der Sklaverei. Gewimmel von Verwendbaren: Belletristen, Gesundbeter und nun auch jene Handlanger ins Transzendente, die sich in Fakultäten und Revuen anstellig zeigen, die deutsche Philosophie als Vorschule für den Hitler-Gedanken einzurichten. Da ist etwa der Denker Heidegger, der seinen blauen Dunst dem braunen gleichgeschaltet hat und klar zu erkennen beginnt, die geistige Welt eines Volkes sei

> die Macht der tiefsten Bewahrung seiner erd- und bluthaften Kräfte als Macht der innersten Erregung und weitesten Erschütterung seines Daseins.

Ich habe immer schon gewußt, daß ein böhmischer Schuster dem Sinn des Lebens näherkommt als ein neudeutscher Denker. Warum das Volk durch seine erd- und bluthaften Kräfte erregt und erschüttert sein muß und wie es dadurch auf einen grünen Zweig kommen könnte, das zu sehen ist natürlich mehr Sache des Glaubens als der Beweisführung; immerhin fühlt man sich an den Einwand bei Gogol erinnert, der gegen einen aufgeregten Schulmeister vorgebracht wird: Gewiß, Alexander der Große war ein großer Mann, aber warum gleich Sessel zertrümmern? Heidegger, der zeitgemäß «Wehrdienst des Geistes» traktiert, unterläßt ja keineswegs zu sagen, wie man handeln soll:

> Man muß handeln im Sinne des fragenden, ungedeckten Standhaltens inmitten der Ungewißheit des Seienden im Ganzen.

Zum Glück gibt die Zeitung, die es zitiert, auf der Stelle einen Anhaltspunkt:

> Prüfe und behalte das Beste: Berna-Käse.

Gleichwohl tappt man. Das Bekenntnis zu Blut- und Erdverbundenheit, mit dem sich jetzt diese abgründigen Worthelfer der Gewalt beeilen, könnte vielleicht an jene Gefahr der Verbindung denken lassen, die zwar nicht in der Philosophie, aber in der Medizin als Tetanus bekannt ist, und so wäre die Psychose auf einen nationalen Starrkrampfanfall zurückzuführen, dem alles ausgesetzt ist, was exerzieren und dozieren oder beides zugleich kann...

DAS MÄRCHEN VOM WOLF

... Denn unbezähmbar ist der Drang nach Erneuerung der Gebote, gegen den die alten nichts mehr auszurichten vermöchten;

und fata-morganahaft lockt der Heiligenschein, der im Blutdunst ersteht. Daß sich die Gleichschaltung von Nibelungen und Hunnen unter der Sonne vollziehen kann, verhindert sie nicht, trotz allem, was sie sieht, zu lachen. Denn der Versuch, noch Tag und Nacht gleichzuschalten, kommt ihr untunlich vor, wie etwas, dem zum Hirn-Gespinst etwas fehlt. Doch die Erdenwelt tut unrecht, wenn sie dem, was sich in ihrer Mitte abspielt, mit Skepsis begegnet. Geschieht es nicht zum erstenmal, daß das dunkle Wort «fröhliche Urständ feiern» anschaulich wird? Bedarf's noch einer Ursache für das, was Ursache selbst ist? Die Welt verwundert sich des Volkes: kein Wunder, daß sich das Volk der Welt verwundert. Stellt sie die Täter vor die Tat, so machen sie große Kinderaugen, wie der Wolf, dem man das Märchen vom Wolf erzählte. Denn sie haben, was sie Böses taten, doch so gut gemeint und können nicht fassen, daß man sie so arg verkennt. Auf die Gefahr hin, ihrem Bekenntnis untreu zu scheinen, dessen Parole «Juda verrecke!» mindestens als Wunsch aufgefaßt wurde, beteuern sie, nichts dergleichen sei geschehen. Es war ein Lüge, jetzt sprechen sie wahr. Gewiß, es muß ein Mißverständnis sein, und vielleicht wäre es durch die Erkenntnis zu beseitigen, daß sich hier eben mit schrankenloser Offenheit ein Wesen kundgibt, das von Natur nicht schlecht ist, nur mit spezifischen Sinneswerkzeugen sein Tun verrichtet und verantwortet. Daß der Volksgenosse die Dinge nicht glaubt, von denen er vielleicht einmal hört, mag noch durch die Absperrung zu erklären sein, die sich im Umschwung der Lebensverhältnisse als notwendig herausgestellt hat. Daß er aber auch die Dinge nicht glaubt, die er sieht, ja nicht einmal die, die er tut; daß er nicht weiß, was er tut, und sich darum gleich selbst vergibt, das zeugt von einem Gemüt ohne Falsch, dem die Andersgearteten wohl ausweichen, aber nicht mißtrauen sollten. Da ihm die Gabe ward, nicht lügen zu können, und weil es doch auch unmöglich wäre, so viel zu lügen wie der Tatbestand erfordern würde, so kann nur ein mediales Vermögen im Spiele sein, das solchem Wesen die Dinge, die aus Illusion erschaffen sind, wieder durch Illusion entrücken hilft. Schon die konsequente und auf den ersten Blick etwas stupide Vergeltung politischer Ansichten, deren Zurücknahme keinen Pardon gewährt, und gar von Tatsachen der Geburt, die durch nichts gutzumachen sind, und wenn einer auch noch so sehr bereute, Jude zu sein — schon solche Unversöhnlichkeit beweist doch, daß kein Plan am Werke ist, sondern etwas wie ein vages Sehnen, irgendwo hinaus zu wollen, vermutlich um einen Platz an der Sonne zu gewinnen, den man dem andern nimmt.

Diese Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnsuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Und dann wieder diese rührende Inkonsequenz, nicht nur in den Richtlinien, sondern auch in der Befolgung: wenn zum Beispiel ein Jude auf der Spandauer Brücke geprügelt wird, weil er die Fahne nicht gegrüßt hat, und ein anderer Jude in der Neuen Friedrichstraße geprügelt wird, weil er durch seinen Gruß das Deutschtum beleidigt hat. Konsequent nur das Staunen, daß, wie man's macht, es nicht recht sei. Ein SA-Mann prügelt auch im Ausland:

Der Täter wurde sofort ergriffen und ins Gefängnis gesteckt. Als ihn die Polizei festnahm, war er außerordentlich verwundert, da er doch nicht anders gehandelt habe, als das in Deutschland üblich sei.

Daheim werden Diplomaten geprügelt und gefragt, «was sie denn als Ausländer in Deutschland zu tun hätten». Triebhaft ist es, nicht geplant. Das wäre ja eine primitive Psychologie, welche dem Traumleben, das die Maße verschiebt, Berechnung unterstellte. Durch die ganze Reihe der Gesichte, die so vom Reichstagsbrand bis zu den erfolgreichen Missionen Rosenbergs und Habichts vor uns anrückten, den Versuchen, England zu gewinnen und Oesterreich zu erobern, hat doch jeder Tag den Eindruck von etwas noch mehr Sonderbarem als Schrecklichem hinterlassen, zu dessen Erklärung nichts übrig bleibt als: Ehrlichkeit. Wenn die Umwelt, die sich der Armeniergreuel erinnert (gegen welche sie eingreifen konnte), an Torturen Anstoß nimmt, deren Ersinnung weit mehr Phantasie gebraucht hat als zu ihrer Erfindung nötig wäre, so bekommt sie zu hören:

Glauben Sie uns, es tut uns allen weh, auf welches Unverständnis manchmal unsere Maßnahmen stoßen.

Sie meinen's nicht so; sondern immer nur anders. Sie fühlen die Vergewaltigung, wenn man ihnen Handlungen zutraut, die sie begehen. Solche Handlungen pflegen sie dann als «angeblich» zu bezeichnen, eine kurze, aber gute Formel des Entschlusses, sich auf so etwas gar nicht einzulassen, bezogen von der Unanfechtbarkeit einer Staatsmoral, die sich auf die Angeberei dessen gründet, was nicht geschehen ist. Um für den Unbefähigten eine Funktion freizubekommen, beschuldigen Taschendiebe den Funktionär der Gewinnsucht, und indem man einer gerichtlichen Ueberführung die ins Konzentrationslager vorzieht, wird der Verdacht erhärtet, daß er wie zum Amt zu allem fähig war. So wird das Angebliche wirklich und das Wirkliche angeblich; und das eben bedeutet den

großen Durchbruch zum «neuen Zivilisationstyp», dessen Begriff die Literaten beistellen: daß der Mörder, wenn er dazu noch lügt, nicht gemordet hat und daß die Feigheit des Mords ihm ein Heroenmaß leiht. Es ist die prinzipielle Tarnung, die sich durch das Wörtchen «angeblich» vollzieht, welches wir im Kommentar der Begebenheiten immer wieder auftauchen sehen. Daß es Greuel gibt, deren Geruch zum Himmel dringt, weiß die Welt natürlich längst und erträgt solches Wissen. Aber sie genießt offenbar auch das Schauspiel einer moralischen Ausdauer, die ihr noch heute «angebliche Greuel» offeriert, ohne die Antwort zu empfangen: Schluß! Weg! Hinaus aus dem Planeten!

TOSCANINI UND «KAMPFBUND»

... In der Fähigkeit, Unsinn, zu dem Vernunft ward, wieder als diese erscheinen zu lassen, Blamage in Effekt umzuwechseln, kurz darin, was man früher Blödmachen nannte, ist das nationalsozialistische Communiqué vorbildlich. Man denke etwa an den Bescheid, den auf die Absage Toscaninis jener «Kampfbund» erteilt hat, der die Kultur auf Gedeih und Verderb in Angriff nahm:

> ... Der Kampfbund für deutsche Kultur, der sich von jeher Schutz und Förderung des deutschen Kulturgutes in Bayreuth in jeder Form angelegen sein ließ, stellt fest, daß keine seiner kompetenten Stellen jemals sich gegen eine künstlerische Betätigung Arturo Toscaninis aussprach und daß insbesondere der preussische Landesleiter Reichstagsabgeordneter Hinkel —

Dieses «von jeher» erklärt sich denkrichtig aus dem Umstand, daß in drei Monaten so viel gelogen wurde wie vorher in drei Jahrhunderten. Aber auch das Ganze ist plausibel und kein Deutschbewußter zweifelt mehr, daß alles in Ordnung geht und sogar dem Fremdblütigen freie Bahn eröffnet wurde, während der zu Logik Inklinierende, der nicht erfährt, daß Toscanini abgelehnt hat, weil andern die künstlerische Betätigung verwehrt ist, sich den Sachverhalt etwa so rekonstruieren muß: jener hat sich beworben und streut nun aus, er sei abgelehnt worden; oder: er wurde eingeladen und fürchtet, unfreundlich empfangen zu werden. Denn darauf würde niemand kommen, daß da einem, der aus Abscheu vor dem Geber die Gabe verschmäht hat, die Antwort zuteil wird, man habe sie ihm doch geben wollen, worüber beklagt er sich also? Der Empfänger eines Fußtritts stellt reinen Gewissens fest, daß er keinen ausgeteilt hat. Er verschluckt die Prämisse, um irgend

etwas folgen zu lassen, was hinter ihr liegt — das bekannte Kleingeld, das für die verfolgende Unschuld in allen Lagen herauskommt. Es ist die Aufnordung der Petite, an der aber nicht so sehr Baldur als Loki beteiligt sein dürfte, der ihn letzten Endes zu Falle gebracht hat. Daß die Gabe, die Toscanini empfangen sollte, im höchsten Maße der Gewinn des Gebers wäre — indem doch Bayreuth ohne ihn so «bankrott von oben bis unten» ist wie heute Deutschland nach dem Ausspruch eines bayrischen Staatsministers —, wird dort, wo man den Fußtritt zwar spürt, aber nicht zugibt, gar nicht berührt. Die sympathische «Dötz», die freilich schon über den Verlust Bruno Walters als den eines «groißen» Dirigenten hinweggekommen war, fand den Trost:

... Das deutsche Volk wird aus eigener Kulturkraft deutsche Dirigenten hervorbringen, die das Andenken Toscaninis vergessen machen werden.

Eine eugenische Hoffnung, bis zu deren Erfüllung Bayreuth zugesperrt haben dürfte. Prompt ist einstweilen nur Herr Richard Strauß auf diese Welt gekommen. Doch wenn er oder Herr Furtwängler den rechten Arm emporhebt, so merkt man nicht gleich, daß sie dirigieren wollen. Aber die «Dötz» weiß, daß im Dritten Reich auch diese Dinge ihr beschleunigtes Tempo haben, und fährt fort:

Die deutsche Kulturpolitik wird rasch dafür Sorge tragen, daß die Unterdrückung deutscher Dirigentenbegabungen durch die jüdische Presse und ihre Kreise wettgemacht werde, und es wird sicherlich ehestens dazu kommen, daß die deutsche Musik über genügend viele ganz große Dirigentennamen verfügt, um alle Aufgaben, die die neue aufstrebende Kunst stellt, erfüllen zu können.

Nun, da dürfte eher noch die Befreiung von den Schweißfüßen gelingen, in deren Tradition so lange das Bodenständige verankert war. Was hat die «Dötz» nicht alles getan, um dem zähen Festhalten an diesem Aberglauben entgegenzutreten, und manches, was uns heute auffällt, könnte ja darin seine Erklärung finden. Noch in der Stunde der Erhebung, am Tage der Reichstagswahl, mußte sie einen Sektierer beruhigen:

Schweißfüße. Das können Sie bei uns unmöglich gelesen haben, daß das Vertreiben von Schweißfüßen andere Krankheiten macht, denn solchen Unsinn schreiben wir nicht. Und daß Sie durch das Vertreiben Ihrer Schweißfüße eine multiple Sklerose bekommen haben, ist unmöglich.

Es war ihr letztes Wort. Sie mag heute bedauern, daß eine so klare Einsicht in die Realität bloß auf den einen, wenngleich wesentlichen Belang beschränkt geblieben ist...

... Erschüttert und gespannt verfolgt die Welt, die noch in Denkformen läuft, diesen Wettkampf der Worte mit den Taten, der Taten mit den Worten, des Ausgangs harrend. Hält sie sich mehr an die Worte und deren kriegerischen Sinn, so wird ihr die Antwort, man müsse das Reich mehr nach den Taten beurteilen; verweist sie auf diese, so wird die Reichstagsrede zitiert. Beruft sie sich auf den Widerspruch, so sind es Begleiterscheinungen, die den Kern der Revolution nicht berühren können, welche legal ans Ruder gelangt ist; überdies sei eine Evolution in Aussicht genommen, denn die Revolution ist abgeschlossen und ihre gewaltigen Erfolge gebieten Ehrfurcht, aber sie steht erst an ihrem Anfang, und was bis heute geschehen ist, ist bloß ein Kinderspiel, vorerst müssen die Kommissare weg, und wenn verantwortungslose Elemente eingreifen, so geht uns aus dem Wege, sonst räumen wir euch aus dem Wege und übernehmen dafür auch die volle Verantwortung. Unter solchen Umständen zieht es die Welt wieder vor, sich an die Worte zu halten, und begnügt sich, um für die Greuelpropaganda hinreichend informiert zu sein, mit deren jeweiliger Aufklärung wie insbesondere mit der Versicherung, daß die Partei bisher Großmut bewiesen habe, die von den Gegnern als Schwäche ausgelegt wurde. Die Taten, die nun folgen, sind bloß die begreifliche Reaktion auf die Besorgnis der Welt wegen der Taten. Dadurch ergeben sich neue Mißverständnisse, welche einige Verwirrung hervorrufen, die aber schließlich doch eine gewisse Uebersicht gewährt, umso leichter als täglich Richtlinien ausgegeben werden. Das geht so von der Feststellung an, daß alles was geschah zur Rettung vor den Kommunisten geschah, angefangen vom Reichstagsbrand, der durch sie geschah. Es erfolgen die Warnungen vor den Einzelaktionen, von denen die Führer abrücken, zu deren Urheberschaft sie sich bekennen und die von den Gegnern unternommen werden. Sieht das nicht alles nach satirischer Verkürzung aus? Aber sie stammt von der Wirklichkeit, durch welche der Tatgedanke, morphinistisch befeuert, in solchen Sätzen jagt:

Wenn jetzt viele sagen, ich hätte in meiner Essener Rede

wo jeder Schuß autorisiert wurde

das Signal gegeben zur Disziplinlosigkeit, ja sogar das Signal, plündern zu dürfen oder ähnliches mehr, so verwahre ich mich dagegen. Aber ich bin nicht so feige gewesen, abzurücken von dem, was sie getan haben, sondern ich habe es gutgeheißen. Und wenn sie im Ueberrausch der Ereignisse gefehlt haben, so haben wir Führer die Schuld. Denn wir haben das so gepredigt! Wir werden weiter säubern, unerbittlich! — ausrotten! —

Und kein Haar gekrümmt! Es kommen die Streifzüge der Braunhemden, bei denen Braunhemden erbeutet werden, die jene anlegen, um Streifzüge unternehmen zu können und wohl auch jeweils den, der die Entdeckung ermöglicht. Es kommen die Greuel, die durch Trophäen offenbart werden und eben jene Propaganda zur Folge haben, deren «heute feststellbares Ende» an dem Tag wahrgenommen wird, wo sie beginnt. Verwirrung der Sinne, Verwirrung des Gefühls, das den Boykottag als Tag der nationalen Ehre empfindet und selbst nicht den Abbruch als Schmach. Und von jeglicher Niederlage bis zum Triumph der Sinnentäuschung — immer die gleiche Antinomie der Erscheinungen, die sich aber gerechterm Erwägen und tieferm Eindringen unschwer als Polarität des Wesens herausstellt, an dem die Welt zu genesen fürchtet. Kein Zweifel, zwischen der handelnden und der redenden Funktion des Deutschtums besteht kein Verdacht einer Mitwisserschaft, ja selbst innerhalb der Rede keine Verabredungsgefahr. Es liegt im Wesen, es ist weltanschaulich und kann durch Einwirkung von Morphium oder Alkohol höchstens in den Formen beeinflußt werden. Diese eigenartige, weil arteigene Stellung zur Tatsächlichkeit, identisch mit der schon im Weltkrieg beobachteten «Mentalität», die so zum Dementieren des Handgreiflichen neigt, sie wäre vom Außenstehenden gar nicht zu erfassen, wenn er sich scheute, das Irrationale heranzuziehen und dessen Verankerung im Quartär für einzig richtiggehend zu halten. Solcher Denkart, die selbst durch ihr Handeln nicht so verblüffen kann wie durch die Gleichzeitigkeit der Abrede, in die es gestellt wird, ist im weiten Umkreis ihrer Schrecken ein einziger Widerpart erstanden. Einer hat gegen die körpernahe Drohung der Lüge Tat und Witz ausgespielt. Der unbekannte Zivilist:

Auf dem Kurfürstendamm drangen dieser Tage in ein bekanntes Geschäft SA-Leute ein. Sie benahmen sich äußerst gefahrdrohend und der Sohn des Besitzers lief, während sein Vater im Laden festgehalten wurde, um Polizeischutz. Er rief der Schupostreife zu, in seinen Laden seien Kommunisten eingedrungen. Vor den SA-Leuten wiederholte er, er halte sie für verkleidete Kommunisten und Provokateure, da sich, wie aus den amtlichen Berichten hervorgehe, die SA gesittet und gesetzmäßig benehme. Nach längeren Verhandlungen blieb der Schupo schließlich nichts übrig, als die SA-Leute aufs Polizeirevier zu bringen.

Nie gab es bessere Geistesgegenwart. Hätten alle den Einfall gehabt, darauf zu bestehen, daß Lüge Wahrheit sei, die deutsche Welt sähe anders aus, und den Gläubigen des Irrationalsozialismus würde nicht die niederschmetternde Enthüllung, daß ihre Wahrheit Lüge war . . .